

Eine Rückkehr

Juni 2013, 68 Jahre danach

Ich besorge mir gute Wanderkarten. „Broumosko Adršpach“ im Maßstab 1:50.000 und „Broumovsko“ im noch präziseren Maßstab 1:25.000. Ich will unsere Treckroute vom Juni 1945 abwandern. Bohumil Sykora begleitet mich mit dem Auto nach Radowenz/Radvanice.



In den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts war er einer der besten, draufgängerischsten tschechischen „Sandsteinkletterer“, heute ist er ein besonnener 81-jähriger Mann. Während der Fahrt erzählt er mir von seinen Klettereien an den senkrechten, bizarren Sandsteinfelsen von Adersbach/Adršpach, hier in Ostböhmen, dicht an der polnischen Grenze. Er zeigt mir die Schneekoppe und die Schwarze Koppe gleich daneben, macht mich auf die Schönheit der Landschaft (meiner „heimatlichen“ Landschaft?) aufmerksam, auf die sanften Hügel und die offenen Horizonte. Er redet, weiß aber, dass ich ihm kaum zuhöre. Ich bin ganz auf mein Vorhaben konzentriert, auf meine Wanderung jetzt im Juni 2013: „68 Jahre danach“.

Bohumil Sykora ist besorgt. Das spüre ich. Er fragt mich, ob ich mein Handy dabei habe, ermahnt mich, im Notfall um Hilfe zu rufen, wünscht mir alles Gute. Sicher, 17 Kilometer sind nicht viel. Aber doch genug für eine 73-jährige Frau, allein in einem ihr fremden Land, dessen Sprache sie nicht kann, auf wenig befahrenen Straßen und mit wenigen Einkehrmöglichkeiten unterwegs.

In Qualisch/Chvaleč gehen wir kurz auf den Friedhof, zum noch gut erhaltenen Grab meines 1928 gestorbenen Großvaters Robert Schreiber. Dann trennen wir uns vor der Schule, der ehemaligen Schule in Radowenz/Radvanice, wo ich die ersten fünf Jahre meines Lebens verbracht habe. Bohumil fährt mit dem Auto zurück, ich mache mich zu Fuß auf den Weg.



Blick auf Radowenz/Radvanice

Straßenschild am Ortsausgang von Radvanice/Radowenz

Links: Kartenausschnitt mit dem von der Autorin im Juni 2013 begangenen Weg, auf der Treckroute vom Juni 1945

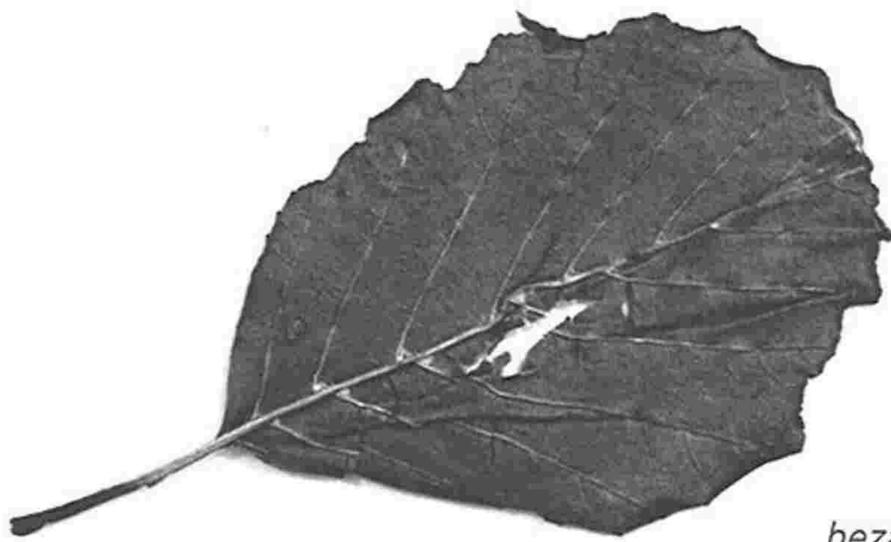
Nach der ersten Kurve bleibe ich stehen und blicke zurück. Ob meine Mutter das auch vor 68 Jahren getan hatte? Ob man es ihr erlaubt hatte, noch einen letzten Blick auf ihr Dorf zu werfen, auf die geduckten Häuser und die neuromanische Dorfkirche mit ihrem spitzen Glockenturm auf der gegenüberliegenden Dorfseite, auf die Wälder gegen Brenden, wo wir Pilze und Heidelbeeren gesammelt hatten? Zwischen Radowenz/Radvanice und Oberwernersdorf/Horní Vernéřovice liegt ein Wald. Wie alt mögen die Bäume sein? Hatten sie mich, hatten sie uns gesehen, als wir hier im Juni 1945 durchzogen? Ich pflücke Blätter von den Sträuchern am Straßenrand. Schade, dass ich mich in Botanik nicht auskenne. Ich würde den Bäumen und Büschen gern Namen geben. Aber so bleibt alles im Vagen. Wie die Erinnerungen in meiner verschönten Wirklichkeit. Vielleicht ist es besser so.

In Oberwernersdorf/Horní Vernéřovice gehe ich zur barocken Kirche Maria Magdalena hinauf. Sie war unsere Pfarrkirche, hier lebte unser Pfarrer Stefan Posdiana, der mich wahrscheinlich getauft hat, auf zwei sonderbare Namen – Wolftraud und Diethilde –, mit denen ich nie unbeachtet geblieben bin. Ich werde neugierig beobachtet, als ich auf dem Friedhof neben der Kirche Gräber mit deutschen Namen fotografiere. Cizinka: eine Ausländerin, eine Fremde, denken die zwei Frauen wahrscheinlich, die frische Blumen auf die tschechischen Gräber geben. Und sie wissen nicht, dass ich aus dieser Gegend stamme, dass ich eine Landsmännin von ihnen bin.

Nach Oberwernersdorf/Horní Vernéřovice komme ich an einem einsam gelegenen Haus vorbei. Vor dem Haus ein Mann. Er ruft mir etwas zu. „Nerozumím“ ist im Weitergehen meine Antwort; denn ich verstehe wirklich nichts. Wieder sein Zuruf und wieder mein „Nerozumím“. Ich bin schon am Haus vorbei, als ich doch wieder zurückgehe. Ich habe Durst und kein Getränk im Rucksack. Ich bitte ihn um etwas voda, „Wasser“. „Wasser möchten Sie? Sie sprechen Deutsch?“ Nein, an die Vertreibung könne er sich nicht erinnern, da war er noch nicht geboren, auch nicht an meinen Vater, der Lehrer (und eine Zeitlang auch Bürgermeister) in Radowenz/Radvanice war. Er macht mich



ARUNDA
SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT
DUCKEINER AUS BLICKE



auf die Bushaltestelle vor dem Haus aufmerksam: So käme ich bequemer nach Adersbach/Adršpach. Der Weg sei noch weit. Aber er versteht es, als ich ihm erkläre, warum ich die Strecke zu Fuß gehen muss. Und wünscht mir viel Glück.

Wieder Sträucher und Büsche und Bäume. Und die Laubwälder sind manchmal so dicht, dass man wieder an Märchen glauben möchte. An Rübezahel und seine Zwerge. Ich hoffe, dass der bärtige Berggeist mich beschützt und nicht auf falsche Pfade führt. Unterwegs bellen mich Hunde an. Sonst kümmert sich niemand um mich. Die Leute gehen ihren alltäglichen Betätigungen nach. Essen kochen, Hühner füttern, im Garten Unkraut jäten, auf der Wiese Heu bündeln, vor dem Haus in der Sonne sitzen und einem Kanarienvogel im Käfig Futter geben. Hatte sich jemand im Juni 1945 um uns gekümmert? Hatte uns jemand Wasser gegeben wie dieser Milan Wenzel heute in seinem schönen, alten Haus an der Straße? Oder hielten sich die Einheimischen in ihren Häusern versteckt und lugten hinter den gehäkelten und bestickten Gardinen hervor, die die (wenigen verbliebenen) Häuser noch so reizvoll machen?



An der Straße in Johnsdorf/Janovice liegt heute ein kleines Gasthaus. Tische, Holzbänke und Sonnenschirme einladend vor der Tür. Und da gerade Mittagszeit ist, kehre ich ein. Ein freundliches Prager Ehepaar serviert mir eine köstliche Nudelsuppe, einen Espresso und selbstgemachten, ofenfrischen Aprikosenkuchen. Meinen Durst stille ich mit ein paar Schluck Bier. Auf dem Bierdeckel Krakonoš, der Rübezahel. Da ist er ja schon wieder, der gute, böse, listige und hinterlistige Berggeist. Und das nach ihm benannte Krakonoš-Bier kommt aus Trutnov, aus meiner Geburtsstadt Trautenau.

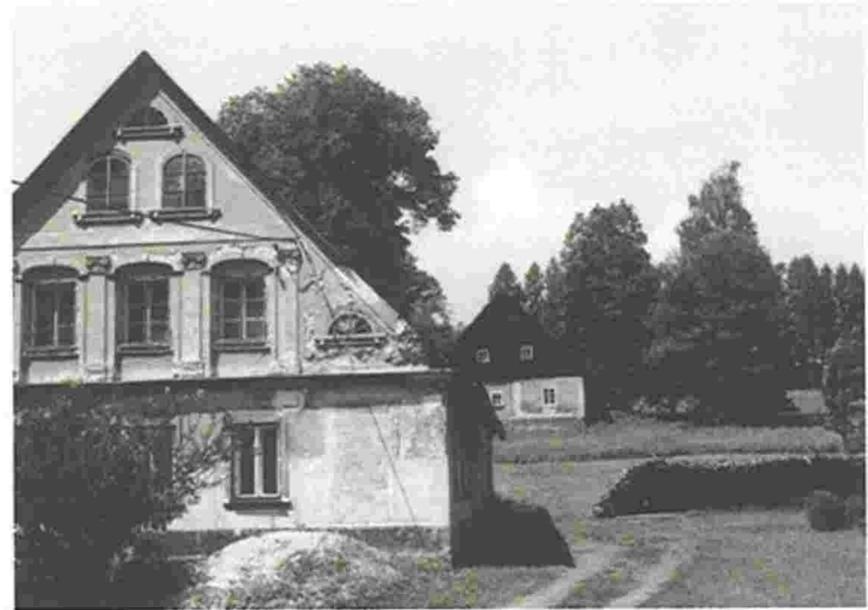
Vor 68 Jahren hatte es in dieser Gegend – hier in Johnsdorf/Janovice und im benachbarten Hottendorf/Hodkovice – sehr viel



mehr Häuser gegeben als heute. Auch mehr Wirtshäuser. Saßen Leute in den Gasthäusern, als wir vorbeigingen, vorbei-vertrieben wurden? Achtzehn müde Personen in der heißen Junisonne. Ich sehe unseren Zug vor mir. Männer und Frauen um die fünfzig, ja sogar fast achtzig Jahre alt. Und mitten unter ihnen ein kleines Mädchen mit der Puppe Rosamunde im Arm. Schauten die Männer damals schweigend und verängstigt auf oder blieben sie seelenruhig vor ihrem Glas Bier sitzen, wie ich es hier heute in Johnsdorf/Janovice trinke? Oder waren die Wirtshäuser leer, weil viele Einheimische schon vertrieben worden waren, weil in dieser hektischen, tragischen Zeit niemand mehr Lust auf ein Bier und einen Wirtshausplausch hatte?

In der Mittagssonne mache ich mich auf den Weiterweg. Kaum ein Mensch auf der Straße, kaum ein Auto, kein Zug auf der Strecke Trautenau/Trutnov–Wekelsdorf/Teplice nad Metují. Die Beine werden immer schwerer und ich bin heilfroh, als Reklameschilder die Adersbacher Felsen ankündigen. Noch wenige Kilometer und ich bin im Hotel zurück. Siebzehn Kilometer von der Schule in Radowenz/Radvanice bis hier.

Bis zur polnischen Grenze, wo wir im Juni 1945 von unseren tschechischen „Begleitern“ den Polen überlassen wurden, wären es noch vier, fünf Kilometer. Aber ich bin müde, mir brennen die Füße. Mit dem Auto, mit Bohumil Sykoras Auto, fahren wir am nächsten Tag nach Merkelsdorf/Zdoňov: 1150 Einwohner bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs, 865 im Jahr 1945, 128 heute, der Friedhof voller Gräber der Familien Ringel und Schöpf, Patzak, Ansorge und Krause. Und von Merkelsdorf/Zdoňov auf einer verwüsteten Straße, die mehr Schlaglöcher als ebene Stellen hat, nach Liebenau/Libná, das „Dorf in der lieben Au“. Ein reizvoller, vielversprechender Name für ein Dorf, das es nicht mehr gibt. Vom Erdboden verschwunden. An die





neunzig Häuser hatte es bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs gegeben, fast 400 Personen hatten hier gelebt und gearbeitet, als Steinmetze und Weber, als Flachsbrecher, Korbflechter und Besenbinder. Ich hatte mir altes Gemäuer vorgestellt, grasüberwucherte Ruinen, wollte Verfall und Niedergang mit Fotos dokumentieren. Aber hier gibt es nichts mehr zu fotografieren. Keine Mauerreste, keine Brückenpfeiler, kein Straßenpflaster. Nach dem Krieg beschloss der tschechoslowakische Staat, das grenznahe Dorf Liebenau/Libná auszulöschen, von der Landkarte zu streichen. Und so wurden Mauersteine und Ziegel, Dachbalken und Dielenbretter, Türen und Tore und Eisengitter abmontiert, auf Lastwagen geladen und abtransportiert.

[22]

Als Baumaterial für neue Häuser irgendwo in Zentralböhmen oder in der Slowakei. Keine Spur mehr von der Warenhandlung, vom Weinhaus, von der Schule und von den vier Gasthäusern. Geblieben sind das Nichts und einige wild wachsende Apfelbäume. Im nicht mehr existierenden „Dorf in der lieben Au“ endet meine Wander-Auto-Tour auf unserer Treckroute vom Juni 1945. Mochten wir hier in Liebenau/Libná über die Grenze abgeschoben worden sein oder in Merkelsdorf/Zdoňov – das spielt heute keine Rolle mehr. Für mich ist diese Reise in die Vergangenheit, dieses Berühren von Straßen und Wegen, auf denen ich als „unerwünscht“ fortgeschickt worden bin, eine Rückkehr in ein Böhmen, das meine Heimat ist. Trotz allem.

Oben: Liebenau/Libná,
das verschwundene Dorf

Links: Johnsdorf/Jamovice
(oben und Mitte). Bahnlinie
Trautenau/Trutnov-
Wekelsdorf/Teplice nad Metují
bei Hottendorf/Hodkovice (unten)

ARUNDA
SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT
RÜCK EIN AUS BLICKE